

Dieser Vortrag wurde gehalten bei den Basler Psychotherapietagen 1999, die das Thema hatten **DER WAHNSINN DER NORMALITÄT**. Er ist auch als Audiokassette erhältlich. Alle Beiträge dieses Kongresses sind in einem Kongressband mit dem Titel **WAHNSINN UND NORMALITÄT** gesammelt. Unsere Bücher, Audiokassetten, Audio-CDs sind erhältlich bei <http://www.hoersignale.de/>

## **Wahnsinn und Normalität**

### **oder: Von der Alternative der Bergpredigt**

Vom Wahnsinn der Normalität läßt sich nur unter zwei Voraussetzungen reden: Zum einen muß es ein Gesamtsystem von außerordentlich hoher Funktionalität geben, das schon seit langem existiert und aller Voraussicht nach noch lange existieren wird. Anders wäre von Normalität nicht die Rede. Zum zweiten müssen entweder die Betriebskosten oder die Zielsetzungen dieses Systems als desaströs erscheinen. Wer aber kann diese beiden Feststellungen treffen? Niemand, der zum normalen System gehört. Um die Distanz zu halten, die ihm eine solche Erkenntnis erlaubt, muß er sich außerhalb der Normalität befinden. Wie aber dann? Ist nicht schon die Titelvergabe dieses Vortrags so etwas wie Anmaßung oder moralische Besserwisserei? Wie kommt jemand dahin, aller Welt zu verkünden, daß das, was sie für ganz gewöhnlich hält und was sie mit einer langen Tradition und mit dem Anspruchsrecht begründet, daß es auch in Zukunft so bleiben würde, wie es war, als Wahnsinn zu gelten habe?

Ich bin sehr froh, daß Sie am heutigen Abend nach einer Alternative suchen für das, was wir als Normalität bezeichnen, oder was uns zu deren Aufrechterhaltung anempfohlen wird. Vielleicht gibt es wirklich kein besseres, will sagen schlimmeres Beispiel, um die mögliche These vom Wahnsinn der Normalität zu unterstreichen, als die wie selbstverständliche Einrichtung des *Krieges*. Von den Stelen Assurbanipals über die Gesänge Homers bis zum Raisonement der NATO vor vierzehn Tagen scheint der Krieg die Selbstverständlichkeit zu sein. Mit sittlichem Anspruch scheint man uns gerade derzeit beibringen zu wollen, daß man, wie in den Tagen der alten Römer vor 2000 Jahren, den Krieg trainieren muß, um dem Frieden günstig zu sein, und daß nur, wer das Töten perfektioniert, dem Leben dienstbar sein kann, und daß nur, wer Gewalt exerziert und exekutiert, der Gerechtigkeit gut sein kann. Es ist, wie bereits 1953 ALBERT CAMUS gleich in der Einleitung zu seinem Essay *Der Mensch in der Revolte* als Aufstand und Widerstand formulierte: »Wir leben in einer Zeit, in der die Unschuld auf der Anklagebank sitzt und sich rechtfertigen muß. warum sie nicht genug gemordet hat.«

Wir nennen Adolf Hitler wohl zu recht einen Wahnsinnigen. Aber in der ganzen zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhundert ist kein einziger Krieg geführt worden, der nicht gegen Adolf Hitler geführt worden wäre: Ho Chi Min ein Adolf Hitler, Sadam Hussein ein Adolf Hitler, Milosevic ein Adolf Hitler. Welche Macht hat denn solch ein Wahnsinniger aus Braunau, ein halbes Jahrhundert mit seinem Wahnsinn zu verpflichteten zur Antithese auf dem gleichen Niveau, Wahnsinn gegen Wahnsinn? Und wie erklärt man Adolf Hitler? Was ist zu tun gegen Adolf Hitler? Auschwitz soll nicht wiederkommen, gewiß, aber ist dann »Krieg dem Krieg«, diese Parole von Stefan Zweig aus dem Jahre 1915, stahlhelmpazifistisch umzufunktionieren?

Was wäre gewesen, wenn wir 1918, nach dem Töten von 15 Millionen Menschen, einmütig an allen Frontabschnitten ausgesprochen hätten, was jeder fühlen konnte? Nachdem wir hunderttausende von jungen Menschen hineingetrieben hatten in das, was man eine Materialschlacht nannte und was ein Massenabschlachten von Menschen war, in das Giftgas, in die Bajonette, in die Handgranaten, in das Rülpsen der Mörser, in alles, was zum Töten flächendeckend taugte, wie wenn es darum gehen würde, Ungeziefer planquadratweise auszurotten, hätten wir da nicht sagen müssen: Es gibt jetzt keine Sieger mehr, nur noch Verlierer der Menschlichkeit?

ERICH MARIA REMARQUE, zwölf Jahre später – solange brauchte er –, konnte in seinem Buch *Im Westen nichts Neues* schreiben: »Wenn das möglich war« – Verdun, Ypern, die Schlacht an der Somme als vaterländische Pflicht im Namen der göttlichen Gerechtigkeit mit allen heiligen Redensarten begleitet, vorbereitet, gerechtfertigt –, »war alles umsonst, was wir je Kultur genannt haben«. Gleich am Anfang dieses Buches sagt er: »Nach drei Wochen Drill, war es uns nicht mehr unfaßlich, daß ein Briefträger mehr Macht über uns besaß als früher unsere Eltern, unsere Erzieher und sämtliche Kulturkreise von Plato bis Goethe zusammen...«.

Stattdessen wollten die einen gewonnen und die anderen nicht verloren haben, und man lernte, daß man noch nicht genug durchgehalten und durchgezogen hatte. Ein paar Bomber am Himmel, das ist zu wenig – beim nächsten Mal werden wir tausend, zweitausend Bomber konzentrieren über einer einzigen Stadt wie über Köln oder Hamburg, und wir werden die Operation nach einem Gottesgericht der Bibel benennen, Operation Gomorra, und es werden in einer Nacht vierzigtausend Menschen im Feuersturm von Hammerbrook vergehen. Einer derer, die als englische Piloten dabei waren sagte vor einigen Wochen im Deutschen Fernsehen: «Ich habe mich aus der Bordkanzel gelehnt und dann dieses Inferno gesehen, wie Wasser brennt. Ich wollte ein Held sein, aber ich war ein Terrorbomber.»

Ein paar gepanzerte Fahrzeuge auf Rädern, das ist zu wenig, man braucht tausende von Panzern, die in chirurgischen Schnitten die Front des Gegners durchbrechen und Kesselschlachten einleiten, die fünfhunderttausend Menschen zu Gefangenen umwälzen werden. Alles an Menschenvernichtung muß perfektioniert, systematisiert, besser organisiert, trainiert und abrufbereit kommandiert werden. Und es gibt kein Halten, kein Gefühl des Mitleids. Hiroshima wird nicht genug sein, der Tod von hunderttausend Menschen in wenigen Sekunden. Man wird erleben, wie man Kamerateams in die explodierte, verbrannte, zerstrahlte Stadt schickt, nicht um das Grauen ein für allemal weltweit unmöglich zu machen, sondern um den nächsten Schlag besser vorbereiten zu können.

Die Wasserstoffbombe 1952: Um richtig zu sehen, wie sie funktioniert, wird man allein vierzigtausend Säugetiere einfliegen, um an ihrem Leib, leidend und zerquält, zu studieren, wie es wohl bei Menschen sein wird. Aber nicht genug die Wasserstoffbombe, die Neutronenbombe nicht genug, Starwars-Programme nicht genug, alles wird immer schlimmer entwickelt. Jedes Jahr verbraucht Deutschland 50 Milliarden Mark, um die Dinge einzukaufen, die die Amerikaner als Waffen verkaufen. Und die Amerikaner selber geben jedes Jahr 270 Milliarden Dollar aus für das, was sie Sicherheitspolitik oder globale Verantwortung nennen. Jedes Jahr sterben über 50 Millionen Menschen in den Ländern der sogenannten Dritten Welt. Das ist so viel wie der ganze Zweite Weltkrieg in Ostasien und in Europa Menschen gefressen hat, im Ausstoß der Vernichtungskapazität aller Industrienationen in sechs Jahren. Aber dieser Zustand gilt für selbstverständlich.

Und die Schweiz, wie wir wissen, verdient am Waffenhandel. In der Vorbereitung des Krieges, in der Durchführung des Krieges, beim Wiederaufbau nach dem Krieg, bei der Nachrüstung nach dem Krieg, im Vorlauf zum nächsten Krieg, sie ist immer unschuldig und immer dabei.

Wer eigentlich ist nicht dabei?

Gibt es irgendwo auf der Welt auch nur irgendeinen Staat, in dem nicht ein Junge, nur weil er achtzehn Jahre alt ist, lernen muß, daß er dem Vaterlande zu dienen hat, indem er das Töten anderer unter bestimmten Bedingungen lernt? Wo seine Tötungshemmung herabgefahren wird, indem man ihn zunächst an Attrappen üben läßt, dann an lebendigen Gegnern und eines Tages an wirklichen Feinden? Fast fünfzig Jahre lang hat man uns Deutschen zum Beispiel beigebracht, die Wiederbewaffnung Deutschlands, 1955, diene der Verhinderung von all dem, was wir da im Militär üben. Wir routinieren das Grauen, sagte man uns, wir perfektionieren die Angst so sehr, daß niemand uns angreifen wird. Wir vermeiden den Ernstfall, indem wir ihn vorbereiten. Wir müssen dialektisch denken. Die Welt nur nach gut oder böse, schwarz oder weiß einzuteilen, das ist das Primitive. Wir müssen immer wieder wie beim Halma von links nach rechts und dann wieder von rechts nach links springen lernen. Wir müssen das alles nicht tun müssen, eben weil wir es tun können.

Seit 1989 lernen die Deutschen, daß wir bedingungsweise werden töten müssen. All das, was wir auf dem Kasernenhof üben, werden wir auch tun. Seitdem sind wir dabei; wir sind in die außenpolitische Normalität zurückgekehrt.

Es wird dringend Zeit uns zu überlegen, ob es glaubwürdige Alternativen gibt, wenn wir diese Normalität als Wahnsinn begreifen. Das Paradoxe ist, daß die Religion des Abendlandes seit 2000 Jahren verkündet, über eine Alternative zu verfügen. Jeden Sonntag, in jedem Gottesdienst, läuft die Erklärung um, daß die Welt erlöst sei. Kein Kind in christlichen Landen erblickt das Licht der Welt, indem es nicht spätestens nach sechs Wochen, wenn es nach dem Willen des Ortspastors zugeht, getauft und damit erlöst wird: zum Christ geworden, von der Sünde befreit, in der Gnade Gottes gerettet. Man muß schon wirklich sehr weit draußen stehen um zu denken, wie MAHATMA GANDHI, der Mann der »großen Seele«, nach 1945 sprach. Er sagte: »Man hat in Hiroshima und in Dresden Hitler mit Hitler besiegt. Ein Christentum hat es im Abendland nie gegeben, denn sonst wären von dort nicht immer wieder die furchtbarsten Kriege ausgegangen.« GANDHI weigerte sich, für normal zu halten, woran wir glauben. Er fand es schizophran oder ganz simpel verlogen.

Freilich, jeder fast Verzweifelte, der sich umschaute, so wie WOLFGANG BORCHERTS Spätheimgekehrter Beckmann, mit der Gasmaskenbrille aus dem zweiten Weltkrieg vor den Augen, und schreiend fragt, »ja wo soll ich denn bleiben?«, stößt auf die Antwort, daß der Herr Jesus Christus zwar die Welt erlöst hat, aber daß sie denn doch noch nicht erlöst ist. Das aktive Perfekt widerspricht dem passiven Perfekt. Eine logische Artistik, auf die wir uns verständigt haben.

Ein kleines Beispiel aus der Gegend, aus der ich selber komme, mag Ihnen den Widersinn von alledem vor Augen stellen. In Büren bei Paderborn haben wir in Deutschland die größte »Abschiebehaftanstalt«; dieses Wort ist neofaschistisch, aber geboren wurde es im Deutschen Bundestag. Jeder Teil dieses Wortes stammt aus dem Wörterbuch des Unmenschen. »Abschieben« von Menschen, auch das ist normal in Deutschland, in der Schweiz, wo eigentlich nicht? Ebenso Haftanstalten für Menschen, die nach einem Ort suchen, wo sie bleiben könnten. Gehören solche Menschen ins Gefängnis, sind sie kriminell, nur weil sie Asylsuchende sind? Wir hatten vor Jahren einen solchen »Abschiebehäftling« oder wie man in Bayern sagt, einen solchen »Schübling« in Haft aus Aserbaidschan. Der Mann hatte sich geweigert zu lernen, wie man im Bürgerkrieg Menschen tötet, die einmal seine Freunde waren, spielend mit ihm auf der selben Straße, Muslime nur, er ein Christ. Und er war des Glaubens, daß im sogenannten christlichen Abendland, im Westteil Europas, wo doch alle Christen sind, die Bibel im Schwange sei, und man

begreifen werde, was es heißt: Du sollst nicht töten. Wenn die Weigerung, Menschen zu töten, kein Asylgrund ist, wo leben wir dann, dachte dieser Mann. Aber dachte falsch. Abgeschoben über Frankfurt mit dem einzigen Reisegepäck, seiner armenischen Bibel.

Eine ähnliche Erklärung erging dieser Tage an einen Serben, der nicht töten wollte. Es gehört zu jedem Staat das Recht und die Pflicht, bedeutete man ihm, den Militärdienst durchzuführen. Das allein ist kein Unrecht, also kein Asylgrund. Zurückgeschoben. Was aus diesem Menschen wird, steht dahin, es ist nicht unser Problem. Denn Abschieben bedeutet, daß jenseits der Tür, durch die wir jemanden hinauspressen, unser Interesse an ihm erlischt.

Das Schlimme: Alle Redensarten der Kirchen im zwanzigsten Jahrhundert haben Votum für Votum den Krieg – nennen wir ihn die Ausgeburt des Wahnsinns inmitten der Normalität – begleitet, verständlich gemacht, entschuldigt, richtig gefunden, zur Pflicht auferlegt. Was wir nie gehört haben, ist das, was wir dringend bräuchten: Ein eindeutiges, klares Veto gegen den Krieg. Die Kirchen wären dazu verpflichtet, denn ihr eigenes Bekenntnis, Erlösung sei geschehen in Jesus Christus, müßte sie in die Pflicht nehmen. Zumindest wenn sie glauben, was in der Urkunde ihrer Existenzberechtigung geschrieben steht. Nur, glauben sie es wirklich? Statt es zu verwirklichen, verwalten sie es. Statt es existentiell verbindlich zu machen, haben sie es sakramental formalisiert, dogmatisch formuliert, also um jegliche Wirksamkeit gebracht.

Mehr noch: Wollte man die verfaßte Organisation des Christentums daran erinnern, daß es stimmen möge, was sie da sagt, der Mann aus Nazareth habe, aus der Unmenschlichkeit der Normalität, durch Protest bis zum äußersten, eine neue Chance gefunden, gültig für alle Zeiten, wie Menschen menschlich sein könnten, wird uns bedeutet, daß, wer so spreche, ein gefährlicher Anarchist und Utopist sei und auf jeden Fall ein unerträglicher Moralist, ein blauäugiger Schwätzer auch, gefährlich jedenfalls für Gesellschaft und Kirche, für den gesamten Zusammenhalt von Thron und Altar.

Das Prüfstück für alles ist in ganzen zwei Kapiteln des Matthäus-Evangeliums und in einem Kapitel bei Lukas enthalten: Die Bergpredigt. Sie können sie in den Kapiteln 5-7 bei Matthäus nachblättern. Und jeder, der diese kostbare Perle inmitten des Neuen Testaments vor seinen Augen zum Funkeln bringt, wird merken, daß wir in 2000 Jahren, gerade wenn wir im kommenden Jahr so etwas wie ein Jubiläum feiern, nicht einmal millimeterweise, vorsichtig wenigstens, ganz langsam, damit es sich nicht überhastet, in der Richtung doch tendenziell stimmig, der Bergpredigt uns anzunähern versucht hätten. Wir haben mit heiligen Begründungen und Erklärungen die Siebenmeilenstiefel angezogen, um spornstreichs davon wegzustreben, 2000 Jahre lang. Selbst die Kirchentheologie wird ihre ordinierten Pastoren darauf einschwören, den Gläubigen zu erklären, daß die Bergpredigt, bei Licht betrachtet, eine Reichsgottesverkündigung sei. Dieses Wort versteht niemand, doch es hört sich gut an, es ist auch exotisch genug, um nicht Gefahr zu machen, daß man es wörtlich nehme. Man wird sagen: »Jesus verkündete das Reich Gottes, er lebte in der eschatologischen Spannung, er lebte in einer Geistigkeit der Propheten seiner Tage und wollte unmittelbar den Durchbruch schaffen. Aber nun hat Gott sich verzögert. Das Reich Gottes, wie jeder sehen kann, obwohl von Jesus – Markus 1,15 – als angebrochen verkündet, ist denn doch noch nicht angebrochen. Deswegen ist die Bergpredigt heute noch nicht zu leben. Wer sie leben wollte, der erstickt ja an Schuldgefühlen und er muß erkennen, daß er diesem Moralismus nicht gewachsen ist; daß wir es zu tun haben mit einer idealen Ordnung.«

Und schon werden wir beruhigt, vor allem im deutschen Sprachraum von einem der großen Soziologen um 1915, von MAX WEBER: Von Beruf, Politiker zu werden. Er erklärte, daß man wohl unterscheiden müsse zwischen zwei Typen von Ethik, einer der Gesinnung und einer der Verantwortung. Die Bergpredigt ist demnach sehr gut als Gesinnung am Sonntag. Wir müssen sie pflegen, das richtige Denken tut not, die Klarheit des Blicks ist erhebend. Aber am Montag beginnt die Verantwortung, und da bist du verantwortlich eben nicht nur für das, was du tun willst, sondern für die Folgen deiner Taten; »Du mußt lernen«, schreibt MAX WEBER, »daß aus guten Taten keinesfalls nur immer gute Folgen entstehen. Wer das nicht begreift, ist politisch ein Kind.«

Also geben wir uns Mühe erwachsen zu werden. Wie ist es denkbar, das, was Jesus wollte, zur Gegenwart zu machen, außer wir würden spüren, wieviel an Sehnsucht, an Verzweiflung, an Unruhe uns mit seinem Verlangen verbindet?

Das Glück des Menschen läßt sich nicht aussitzen im Wartesaal des Lebens. Entweder wir bekommen in unserer Existenz die Bewahrung des Menschlichen und Bewahrung unserer Persönlichkeit gelebt oder wir verpassen sie.

Das Merkwürdige ist, daß ich Ihnen zum Abschluß dieser Tagung, zum Thema Bergpredigt, einen Vorschlag machen möchte, der Ihnen nicht als Stilmittel entgegenkommt, sondern aus tiefer Überzeugung. Ich behaupte, daß das, was Jesus einmal vor 2000 Jahren wollte, sich überhaupt nur begreifen läßt nicht für Menschen, denen es im Ganzen gut geht, die sich mit der Normalität sehr gut arrangiert und darin sogar arrivierte haben, sondern nur aus der Perspektive derer, die nicht weiter wissen, weil sie permanent unter die Räder kommen. Sie können das, was Jesus sagen wollte, nur begreifen von Menschen her, die überhaupt keine Zeit mehr haben in ihrer Qual. Ihnen ist das, was man ihnen als ganz gewöhnlich präsentiert, schlechterdings unerträglich, inakzeptabel, das Gegenteil hingegen so sehr zum Greifen nahe.

Und eben das ist unsere Begründung: Solange wir moralisierend über die Normalität reden, trifft uns der Vorwurf ganz zu Recht, wir seien ekelhafte Besserwisser, wir machten den anderen, die nichts weiter haben wollen als ihren ordentlichen Sonntagabend, nur ein schlechtes Gewissen; diese Drahtseilakte des Geistes, die nur dahin führten, daß ganz gesunde Leute sich schließlich am Strick ihrer Gedanken aufhängten, damit müsse Schluß sein. Wie aber, wenn es ganz anders stünde, – und Sie als Psychotherapeuten hätten sogar den besten Zugang zu dieser anderen Wirklichkeit –, Sie spürten bei jedem Menschen, mit dem sie reden, daß das, was Menschlichkeit ist, sich jetzt verwirklicht, oder es geht erneut ein Mensch verloren?

Die LUTHERische Lehre hat von der Bergpredigt einmal gesagt, sie sei die Ordnung der Gnade. Das ist theologisch richtig, aber nicht mehr unsere Sprache. Sollten wir es erfahrungsnäher ausdrücken, stehe ich nicht an zu behaupten, alles, was die Alternative des Christentums gegenüber einer wahnsinnig normal gewordenen Welt zu vermitteln versucht, ergebe sich wie selbstverständlich aus der Frage, was denn nötig sei, um leidende Menschen glücklich zu machen.

Daß es sich so und nicht anders verhält, können Sie selber nachschauen, indem Sie im 4. Kapitel des Matthäus Evangeliums im Vers 24, in der Einleitung zur Bergpredigt, den Evangelisten sagen hören, Jesus habe das, wovon wir heute abend ein wenig reden möchten, gesprochen zu »all denen, die übel dran waren«. Und er zählt auf: Menschen, die mondsüchtig waren, von Dämonen besessene und Menschen, die als Paralytiker Gelähmte waren. Setzen wir für die mondsüchtigen Menschen Leute, die, bildlich gesprochen, des Nachts vor lauter Sehnsucht auf die Dachfirste klettern und mitten im Dunkeln wie nach einem fernen Stern zu greifen versuchen, beim kleinsten Anruf bedroht, herabzufallen und sich die Glieder zu brechen. Die Frage dieser Kontrastgestalten der Normalität lautet ganz einfach: Wie bekommt man die sogenannten Träumer der Sehnsucht versöhnt mit der Wirklichkeit? Wie hilft man ihnen, ihre nächtlichen Visionen in den Tag zu stellen, so daß zwischen dem menschlichen Empfinden und der Wirklichkeit nicht mehr dieser tödliche, lauernde Gegensatz waltet. Und wie ist es möglich, wenn wir, statt von Dämonie, besser von der Zerrissenheit der Seele, von persönlicher Entfremdung, von Zerstückeltheit unter einer Vielzahl verinnerlichter Komplexe äußerer Formen von Gewalt sprechen, Menschen dahingehend zu begleiten, daß sie ihr eigenes Ich wieder erhalten? Und wie überhaupt ist es schließlich möglich, daß ein Mensch wieder lernt, selber zu gehen, sich selber zu bewegen, den Motor seiner Antriebe in der eigenen Seele zu spüren, statt immer nur von außen geschoben, geführt und geformt zu werden?

Die Antwort auf all dies soll stehen in den Worten der Seligpreisungen und in deren Ausführungsbestimmungen. In den Versen Mt 5,3-6 sind vier sogenannte Seligpreisungen enthalten, die zu verstehen die ganze Sicht auf die Welt verändern wird. Ihnen aber darf ich versprechen, daß Sie vom ersten Satz an begreifen werden, daß Sie diese Sicht im Grunde immer schon, wann irgend Sie einem Menschen therapeutisch helfen wollen, eingenommen haben, so daß sie Ihnen im Grunde gar nicht neu sein wird. Das Unerhörte, Aufregende und Neue liegt nur darin, daß sich all die Dinge wie selbstverständlich zusammenfügen, tritt man einmal aus dem scheinbar so Gewohnten, Normierten und Normalen heraus. Es gilt, die Perspektive derer einzunehmen, die am meisten leiden, nichts weiter ist vonnöten, und die Frage noch einmal zu erneuern: wie kann es sein, daß dieser Mensch, mit dem ich jetzt spreche, aufhört – endlich aufhört – zu leiden?

Es geht dann nicht mehr die Rede von einer »Seligpreisung«, ein Wort wiederum, das sich in Theologenmunde verbraucht hat. Aber wenn man sagen wollte, es gehe darum herauszufinden, wie man einen Menschen glücklich nennen kann, dann hat es Kraft und Energie, und es braucht nur noch ausgeklammert und ausgeschaltet zu werden, was im Kirchendeutsch sich gerne dabeifügt: daß dies eben alles Reichsgottesverheißungen sind, für den Tag, an dem das Reich Gottes komme, dann werde es so werden, wie Jesus hier sage. Es kann von all dem nicht die Rede sein. Es geht nicht um das, was sich ereignen wird, es geht, wie stets bei Jesus, um das, was gerade jetzt passiert, wo er da ist und wo er mit Menschen zu tun hat. Innerhalb dessen, was sie dann erleben, da gilt es oder überhaupt gar nicht. Am St. Nimmerleinstag ist keine Hoffnung, sie ist heute mit der ganzen Dynamik, in der Jesus auftritt. Nur wenn Sie das begreifen, haben Sie alle Elemente zu einem rechten Verständnis zusammen.

Zur Erleichterung stelle ich den ersten Satz hinter den zweiten und beginne mit einem Zitat der Parallelstelle aus Lukas 6,21, mit einem Wort, über das wir in der Formulierung, in der Sie es vielleicht im Konfirmanden- oder im Religionsunterricht der Schule gehört haben, nur kopfschüttelnd staunen können. Jesus nämlich wagt zu sagen: »Glücklich sind die Weinenden«.

Können sie sich ein Wort denken, das den Übergang von einer Normalität, die quälend ist bis zum Zerstörerischen, zu einer sich wiederfindenden Menschlichkeit genauer formuliert?

Das hat man uns beigebracht, daß weinen weiblich ist und weichlich und sich nicht gehört. 1943/44 durfte ich das schon lernen: Ein deutscher Junge weint nicht. Ein deutscher Junge ist »zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl, flink wie ein Windhund«, so ist er. Und nun mußst du dir alle Tränen abgewöhnen. Alles, was zum Heulen ist, da mußt du stark sein, da mußt du durchgehen, da mußt du hart werden. Das ist die Normalität.

Schauen sie sich nur einmal ein Bild wie das von OTTO DIX an. Es zeigt einen Jungen im Fleischerladen. Vor ihm ein Kerl mit Riesenpranken, ein Metzgergesicht, Würste, die da aufgehängt sind, ein ganz normaler Fleischerladen aus der Perspektive eines kleinen Jungen; der fragt, wo das alles herkommt, wieviel man töten mußte für diese gut eingerichtete Normalität eines Fleischerladens. Wer hier weint, ist ein Außenseiter, ein Neurotiker, ein Psychopath. Es geht in unserer Gesellschaft zu, wie GÜNTER GRASS in seinem Kinderlied sagt: »Wer weint hier, hat geweint? Wer hier weint, der wohl meint, daß er aus Gründen weint«. Und er fügt seinem Kinderlied noch hinzu: »Wer lacht hier, hat gelacht? Wer hier lacht, macht Verdacht, daß er aus Gründen lacht«. Wenn man das Weinen verbietet, wird man sofort die Fröhlichkeit verbieten. Aber es ist bei GRASS ein Lied wie ein Hopsasa-Reim, einladend zum Mitmachen.

Das Verbot des Weinens hat schon ALIGHIERI DANTE geahnt in seiner Göttlichen Komödie. Es ist nicht nur, daß Wasser brennen kann, DANTE hat eine Hölle erfunden, in welcher eine Mühle einen kalten Strom über die Verdammten hinstreichen läßt. Sie stehen in einem Sumpf, bis zu den Hüften eingesunken, aber dieser Kaltstrahl der immer klappernden Mühle vereist die Tränen auf ihren Gesichtern und formt daraus gläserne Masken. Die Hölle ist das verbotene Weinen und die seelische Kälte.

Sollte man nicht denken, wenn es so steht, es sei ein unendlicher Vorzug, einem Menschen zu begegnen, der überhaupt noch weinen kann, der das, was ihm wie pflichtgemäß, wie durchschnittlich, offiziell wie allgemein normal auferlegt wird, noch zum Heulen findet?

Die meisten, die zu Ihnen kommen, weil sie seelisch krank sind oder dafür gehalten werden, empfinden sich selber als Versager. Sie kommen nicht mit in der Ellbogengesellschaft, unter den Starken, den Robusten, den Perfekten, den Tüchtigen, den Aufsteigern, den Number Ones, den Leuten, die sagen: »Entweder wir sind es, oder wir kaufen es uns.« Sie kommen immer unter die Räder, darum sind sie ja bei Ihnen. Wird nicht deutlich, daß diese Menschen, schon allein weil sie weinen können, der Menschheit etwas zu sagen haben?

Der einzige Autor, den ich kenne, der das begriffen hat, war BORIS PASTERNAK in seinem Roman Doktor Schiwago. Da schildert er die Geschichte der Lara, einer Frau, die man ihrer Schönheit wegen sehr früh verführt und weggeworfen hat. Manchmal geht Lara in die Kirche, einfach nur, um einen Ort zu finden, wo sie weinen kann. Durch die Milchglasscheiben sieht sie die Pferdegespanne vorüberfahren und hört, wie soeben der orthodoxe Chor zu singen beginnt, die Texte der Seligpreisungen; er singt sie fast leiernd, vertraut, unaufregend. Da aber ist es Lara, als wären die Worte, die sie da hört, gerade an sie gerichtet. Das hat er ja gemeint: Die Weinenden würden dieser Welt etwas zu sagen haben!

Vielleicht müßte man ein paar Beispiele nennen, wie so etwas möglich wird: Nach zehn Minuten Zuhören, vielleicht nach einer Viertelstunde erleben Sie etwa, wie ein Menschen, der sich bis dahin bemüht hat, schon um Sie nicht zu belasten, lächelnd auszusehen, maskenhaft zwar, aber doch tapfer, nur weil sie ein wenig zuhören, plötzlich so haltlos zu weinen beginnt, wie wenn eine Staumauer birst und alles ausläuft. Dann beginnt das Schamgefühl über diese Unbeherrschtheit, die Entschuldigung, das Kramen in der Handtasche nach einem Taschentuch, das nicht vorhanden ist – man hat doch gar nicht auf diesen unerwarteten Ausbruch von Gefühlen gewartet... Aber Sie wissen, daß so ein Mann, so eine Frau glücklich zu preisen ist für diese Bewegung des Gefühls. Da wird einfach hinweggeschwemmt, was an Verboten, an vermeindlicher Charakterstärke sich dagegen setzte. Es beginnt sogar so etwas wie ein Gefühl für sich selber zu wachsen, denn nur dann kann ein Mensch weinen. Rings um uns her kann das Entsetzlichste passieren, zum Weinen gehört, daß wir beginnen, uns selber zu empfinden. Und einen solchen Raum jetzt zu öffnen, wo es erlaubt ist, wo es möglich wird zu weinen, ist ein Ort, von dem MARTIN LUTHER sehr zu recht gesagt hätte, es sei ein Raum und eine Stunde der Gnade. Und glücklich, wer dazu fähig ist.

Ein anderer russischer Autor, FJODOR MICHAJLOWITSCH DOSTOJEWSKI, formte in seinem Roman Der Idiot eine Parallelgestalt zu BORIS PASTERNAKS Lara in der Person der Nastasia Filippowna. Sein epileptischer Fürst, der Idiot, der Außenseiter, gezeichnet durch Krankheit und Absonderlichkeit, braucht nur das Bild dieser Frau zu schauen, die man wie eine kokette Kokotte in der Gesellschaft von Petersburg herumreicht, da weiß und sieht er: Dies ist ein Mensch, der sich selber bestraft in einem Übermaß von Schamgefühl für eine Schande, die ihm zugeführt wurde. Fürst Myschkin leidet unter dem hysterischen Gelächter der Leute über die lachende Nastasia. »Wenn sie doch ein einziges Mal weinen könnte«, meint DOSTOJEWSKI im Munde seines Fürsten Myschkin, dieser Gestalt des zurückgekehrten, in der Petersburger Gesellschaft des 19. Jahrhunderts Christus verkörpernden, »schönen Menschen«, wie FJODOR DOSTOJEWSKI ihn nennt.

Sähen wir nicht augenblicklich, daß die Welt eine andere wäre, wenn es so stünde? Was wäre, wenn wir unter den Entscheidungsträgern Menschen fänden, die fähig wären zum Weinen und denen man die Tränen glauben könnte?

Ich entsinne mich noch an die Zeit des Golfkrieges 1990/91, als der Krieg gegen den Irak erklärt und vorbereitet wurde. Der Präsident der Vereinigten Staaten GEORGE BUSH bemühte sich im Vorlauf, im Januar 1991, noch durch Fischefangen zu demonstrieren, wie normal die Welt weitergehe. Man bereitete sich auf das Abschlagen von einigen hunderttausend Arabern, Frauen, Kindern, alten Leuten und Soldaten vor. Schlachtfelder wurden dazu in sogenannte »killing-boxes« eingeteilt, die mit Napalmbomben, mit Sprengbomben, mit Splitterbomben, mit allem, was völkerrechtlich verboten ist und doch längst zur militärischen Vernichtungsroutine zählt, systematisch ausgekoffert werden sollten (später wurden), bis kein lebendes Wesen mehr in ihnen existiert. Aber der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zeigt sich ungerührt, er ist ganz Herr dieser Situation, vollkommen klar und von keiner Emotion bewegt. Das Fernsehen wird eingeladen, um zu zeigen, wie er Fische fängt, und wie groß die Fische sind, die er fängt.

Oder ein anderes Beispiel: Gegen Ende des Kriegs zwischen dem Irak und dem Iran war ein Airbus mit 240 Menschen an Bord, versehentlich wie es hieß, von einem amerikanischen Raketenprojektil abgeschossen worden. Ein tragischer Irrtum, aber der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika erklärte, er werde sich niemals entschuldigen für die USA.

Oder noch ein Beispiel: Auch fünfzig Jahre nach dem Untergang Hiroshimas gibt es immer noch keine Entschuldigung für das, was man am 6. August 1945 der Weltöffentlichkeit im Munde von US-Präsident HARRY TRUMAN damit erklärte, daß man alle militärisch wichtigen Anlagen in der japanischen Hafenstadt Hiroshima ausgeschaltet habe. Die hunderttausend Tote waren ein Kollateralschaden. Sie verstehen richtig: für Militärs eine Nebensache – hunderttausend Menschen, unbekannt, wie viele im einzelnen! Wichtig war, daß der Krieg beendet wurde, es war richtig, so zu tun, ohne Bedauern, und kein Grund, Tränen zu zeigen.

Wäre es nicht denkbar, wir würden all das, was wir, als Männer insbesondere, glauben tun zu müssen, gar nicht fähig sein zu tun, wäre uns die Gabe der Tränen noch vergönnt? Wir hätten eine andere Welt. Und in gewissem Sinne freilich bedürfen wir einer solchen anderen Welt. Dann freilich sind wir schon im Kern von allem, was die Bergpredigt sagen möchte. Diejenigen, die glauben, daß sie im Grunde und im großen Ganzen richtig im Sattel sitzen, werden allerdings weitermachen wollen. Diejenigen, die glauben, daß sie mit beiden Beinen fest auf der Erde stehen, diese »gußeisernen Charaktere«, wie DOSTOJEWSKI sie genannt hat, werden das große Verlangen haben, daß auch so weitergemacht wird wie bisher. Weil die Dinge sich zu ihren Gunsten ordnen, müssen sie in Ordnung bleiben. Es werden einzig und allein diejenigen sein, die mit ihren Tränen nicht wissen wohin; die wollen und verlangen eine andere Welt, schon weil sie sie brauchen. Anders als mit dem Ernst einer solchen therapeutischen Interpretation der ganzen Jesusbotschaft und des ganzen Christentums kann uns nicht gedient sein.

Gehen wir auf Matthäus 5,3, den ersten Satz der sogenannten Seligpreisungen zurück, klingt es uns ähnlich paradox und doch genauso einleuchtend im Grunde entgegen, denn in der Formulierung des Matthäus lautet das, was Jesus sagt, dahin: »Glücklich sind die Armen« – und nun wird es schwer übersetzbar – »im Geiste«. Aus Zeitgründen, ohne längere Begründung, übersetze ich mit: »Glücklich sind die Menschen, die um ihre Armut wissen und zu ihr stehen«. In dieser Übersetzung, die ein wenig frei, aber doch korrekt ist, finden Sie erneut eine Revolution des Denkens, des Gefühls, inklusive aller Einrichtungen, die uns Menschen bestimmen in dem, was menschlich zu sein in unserer Zeit bedeutet.

Arme glücklich zu preisen ist so ziemlich das Gegenteil des Gewohnten. Man bringt uns bei, daß wir endgültig out sind, wenn wir nicht mit unserer Kreditkarte demonstrieren, daß wir zahlungsfähig sind. Was wir als Menschen wert sind, läßt sich leicht definieren über das, was wir zur Vermehrung des Bruttosozialproduktes beitragen. – In konservativen Kreisen, jedenfalls in Deutschland, ist das Leiden derzeit darüber groß, daß unsere Jugend, die Heranwachsenden nicht genügend überzeugt sind von den Werten. Begebenheiten wie in Littleton Denver, amokschießende Jugendliche in einer Gesellschaft des Zynismus, sind doch überhaupt nur möglich, wo die Werte nicht geglaubt, nicht wirklich vermittelt werden. Daran ist etwas Wahres. Dieselben Kreise reflektieren aber in aller Regel nicht, daß sie es selber sind, die zur Wertzerstörung, im wörtlichsten Sinne global, am allermeisten beitragen. Es gibt, behaupte ich, in der vom Kapitalismus gelenkten Wirtschaftsordnung überhaupt nichts, das beanspruchen könnte, ein Wert zu sein, es sei denn, es ließe sich auf dem Markt als Preis definieren. Indem es käuflich wird und sich verkaufen läßt, gewinnt es überhaupt erst einen Wert, doch damit hört es selber auf, ein Wert zu sein.

Sie sehen irgendein Tier leiden – das bedeutet gar nichts. Wir sind in den neuen Bundesländern der Bundesrepublik gerade dabei, Stallungen für Hühner von über 600.000 Tieren einzurichten. Jeder, der schon einmal mindestens im Fernsehen gesehen hat, wie das aussieht, wird erschrocken sein über die Bestechlichkeit von Veterinärmedizinern, die erklären, was wir dort vor uns hätten, sei artgerechte Tierhaltung. Es ist selbstverständlich eine permanente Qual für die Tiere. Aber so verdient man Geld. Mitleid, mit Tieren gar, das wäre nun wieder das Weibische und Weinerliche, das da nicht hingehört. Hier geht es um Marktstrategien, um den Standort Deutschland, um Wettbewerbsfähigkeit, hier geht es um die EU-Richtlinien für die Novellierung einer Legehennenverordnung, die wir in Brüssel international erst noch genehmigen müssen. Wir können da keine Ausnahmen machen. Es geht also um soziale, wirtschaftliche, internationale, rechtliche Verpflichtungen. Und wir dürfen, aus Gründen der Verantwortung, nicht einfach ausscheren und Chaos produzieren. Als Privatmann mögen Sie zehn Hennen irgendwie frei laufen lassen und sich freuen über die Eier, die sie legen, aber das ist nicht Produktion, das ist Privatkonsum.

Dieser Tage las ich in der Zeitung, daß ein Brasilianer, dessen Name ich nicht verpassen möchte, zu nennen, Herr Do Almeida, für zehn Millionen Dollar im Amazonas-Urwald ein Gebiet gekauft hat von der Größe der Niederlande und Belgiens zusammen. Er hat auch gleich 350 Polizisten oder Militärsoldaten bestellt, um das Gelände zu bewachen; er wird dort eine Art Touristenpark und Freizeitzentrum einrichten. Auf diesem Gebiet von der Größe der Niederlande und Belgiens zusammen können an Pflanzen, Tieren und Menschen leben und wohnen, soviel sie wollen, das Gebiet ist käuflich für den, der es bezahlen kann. Schönheit, Mitleid, Natur – alles dahin. Es gibt überhaupt keinen Wert, außer wir definieren ihn in zahlbaren Einheiten.

Das ist nun freilich das Gegenteil von Armut, das ist die Pflicht zum Reichsein. Wir müßten so ähnlich denken, wie es FJODOR MICHAJLOWITSCH DOSTOJEWSKI in seinem Roman Schuld und Sühne einmal den künftigen Schwager Raskolnikows, einen gewissen Herrn Lushin sagen läßt. Er ist gerade dabei, Rodion Raskolnikows Schwester einzukaufen, ein Herr vom Gericht, ein feiner Mann mit 45 Jahren; der philosophiert ungefähr so, daß es überhaupt nichts nützen könne, einen Altruismus zu entwickeln, bei dem jeder an das Leid und an die Not des anderen denke. »Ja,« spricht er, »was soll es denn da nutzen, daß ich sitze wie St. Martin zu Pferde und teile meinen Mantel mit einem Bettler? Dabei herauskommen wird nur, daß wir beide frieren. Er soll doch selber sorgen für seinen Mantel; denn wenn jeder sorgt für sein eigenes Wohl, wird mit mathematischer Genauigkeit das Wohl der Allgemeinheit von ganz alleine befördert.« Der Wohlstand aller basiert nach ADAM SMITH auf dem wohlverstandenen Egoismus, so verhält es sich. Zum Teufel also mit den Armen. Die Eintrittskarte für das Leben mußst du dir verdienen, indem du mitspielst und mitpokerst. Glücklich sind die Reichen, so sieht es aus!

Nicht umsonst haben wir eine Weltwirtschaftsordnung, die geradezu darauf basiert, daß derjenige, der schon Geld hat – soviel davon, daß er es sogar verleihen kann – umso besser dran ist, als sein Schuldner nicht sofort zurückzahlen kann. Wohl ihm in

diesem Falle, denn je länger die Kredite laufen, wird über den Zins das verliehene Kapital sich vermehren, und über den Zinseszins wird es sich noch mehr vermehren. Und schließlich, wenn der Schuldner pleite ist, wird man ihn pfänden dürfen und alles, was er hatte, mit einkaufen. TOLSTOI konnte gegen diese Definition des Reichen protestieren. In seinem Drama Und das Licht leuchtet in der Finsternis läßt er den Bauern Akim sagen: »Aber das ist doch Diebstahl, Brüderchen. Wie denn, du liegst auf der Ofenbank, und es vermehrt sich, weil du es zur Bank gebracht hast? Wer bezahlt es denn, daß es sich vermehrt bei der Bank? Brüderchen, das ist Diebstahl.« So sprach LEO TOLSTOI gegen den Zins.

Für den Mann aus Nazareth als Juden war es vollkommen klar, daß man mit der Not des anderen keine Geschäfte macht. Tatsächlich hatte Israel, wenn es sang, »Shalom chaverim – Frieden sei euch, wir bleiben Freunde bis zum Wiedersehen«, die wunderbare Ordnung, daß man nach 49 Jahren eine Art Jubiläum feierte, ein Jubeljahr nämlich. Nach 49 Jahren, so das Gesetz des Mose, würde jede Schuld ersterben und man würde mit Null anfangen. Egal, wie hoch ein Mensch verschuldet sei, selbst wenn er zum Schuldenklaven gedungen worden wäre, nach 49 Jahren endete sein Schuldgefängnis, und er war ein freier Mann. Manche Wirtschaftshistoriker meinen, nur daran könne es liegen, daß das jüdische Volk überhaupt bis heute überlebt habe, anders als die Assyrer, Babylonier, Römer – eben weil über die Zinsspirale nicht die Armen immer ärmer und die Reichen immer reicher geworden seien, bis daß die Reichen sich schließlich Bodyguards und Privatmilitärs halten müssen, um ihre Villen vor den Bettlern draußen, vor den Kriminellen zu beschützen. Jesus ging wie üblich auch in diesem Punkte noch einen Schritt weiter. Im 14. Kapitel bei Lukas können Sie finden, wie er Moses radikalisiert: »Wenn du Geld hast,« erklärt er da »dann gib es dem, der es dir ganz bestimmt nicht wiedergeben kann«. Nicht bloß »denke nicht an den Zins«, sondern: Derjenige, der nie zahlungsfähig sein wird, dieser Ärmste braucht dein Geld an allererster Stelle. Wenn du soviel hast, daß du verleihen kannst, dann fang bei dem an, der es unbedingt zunächst braucht. Finde den, dann hast du Freunde mit dem ungerechten Mammon, anders Feinde, und dazwischen mußt du wählen.

Auch das ist ein Teil der Bergpredigt, 6. Kapitel bei Matthäus, Vers 24: »Ihr müßt wählen zwischen dem Götzen Geld, dem Mammon, oder Gott«.

Fragen wir, was passiert, wenn wir Arme glücklich preisen. Eine Seite dieses Satzes ist uns erneut psychotherapeutisch zugänglich. Wir haben Menschen, die zu uns kommen und in gewissem Sinne immer »reich« sein mußten – seelisch vor allem. Sie durften keine Schwächen zeigen, sie lebten nach dem Modell, daß man angreifbar ist unter den kritischen Augen des anderen, wenn man sich eine Blöße gibt oder eine Blöße zeigt, also, daß sie gepanzert durch die Welt gingen. Die »Charakterpanzerung«, dieses Wort von WILHELM REICH, trifft eine Charakterstruktur, einen Lebensaufbau, der sich gegen die mögliche Verletzbarkeit durch die Kritik des anderen mit einer fiktiven Perfektion umgibt. »Ich habe keine Fehler, ich habe keinen Fehler gemacht, ich habe keine Fehler gemacht zu haben« – es wird immer phantastischer. Aber mit solchen Menschen haben Sie es zu tun, keineswegs nur mit den depressiv weinenden und leidenden, sondern genauso mit den Zwanghaften, den Sadisten gegen sich selber unter einem unerbittlichen Über-Ich, stets überanstrengt, immer nach Maßstäben sich ausstreckend, die kaum erreichbar sind, verletzlich im Inneren, aber stachelig vor lauter Angst nach außen.

Wieder können Sie sagen: Jeder, der denkt, daß er irgend noch weiter kann, wird versucht sein, so weiter zu machen, schon weil er den Zusammenbruch fürchtet; denn dann liegt er ja am Boden, dann werden sofort alle anderen über ihn herfallen, dann werden sie sich die Hände reiben. Wie aber, wenn es nicht mehr weiter geht? Männer trifft es meist zwischen 56 und 58 Jahren, Herzinfarkte können drohen; die Frage wartet, wie es im Beruf weitergehen soll.

So etwa erzählte mir ein Mann vor Jahren: »Es ist doch gar nicht, daß ich einfach auf meinem Stuhl sitze. Vor der Tür draußen warten sie und stehen Schlange, wie die Wölfe. Und ein kleines Signal der Schwäche, und sie werden zubeißen. Das ist doch Konkurrenz! Aber ich habe noch sieben Jahre so weiterzumachen«. Und wie er »weitermachen« aussprach, war es wie die Umschreibung für die Hölle. Er hatte alles geschafft, und er zählte es auf: Linkshandsteuernd mit seinem Wagen war er durch den Piccadilly Circus in London gefahren, er hatte die Hochbrücken in Spanien wieder gesehen, die er gebaut hatte, das war sein Urlaub gewesen, ihm lag die Welt zu Füßen; er sprach drei verschiedene europäische Sprachen, er konnte alles – nur jetzt hatte seine Frau gesagt, daß sie nicht mehr mit könne. »Das liegt an ihrer Schwäche«, erklärt er. Tatsächlich ist sie eine Alkoholikerin geworden, sie versteht das alles nicht, daß er so spät nach Hause kommt, sie glaubt, er habe längst mehrere Geliebte. Es ist ja das Übliche: Wenn ein Mann spät nach Hause kommt und dann noch sehr erschöpft tut; was wird dann sonst passiert sein? Und die vielen Anrufe! Es muß so sein. Sie jedenfalls sieht nichts von Liebe, nichts von Menschlichkeit. Aber nun gesteht dieser Mann sich ein, daß er das alles nur getan hat, um wenigstens einem Menschen – einem einzigen! – ein bißchen zu gefallen. Was die Frau nie geglaubt hat, ist die reine Wahrheit aus seiner Sicht. Er hat das »alles« nur gemacht für sie. Das aber ist bei ihr nie angekommen. Und doch stimmt es. Ja, die Einstellung dieses Mannes ist überhaupt nur verständlich, wenn man seine Mutter kennt und den Hintergrund seiner Kindheit hinzunimmt: wie sie ihm beigebracht hat, ihr Traum sei es, eines Tages werde er hinter einem Mahagonischreibtisch sitzen und eine Zigarre rauchen und ein Chef sein, ihr Sohn – und sie werde stolz auf ihn sein. Sein Vater war dagegen ein Nichts, ein Autohändler, aber der Sohn wird etwas werden! Er ist ein Substitut des Eltern-Ichs würde H.E. RICHTER das nennen. Was wir vor uns haben ist der Aufbau eines Menschen, der sich nie gefunden hat. Er ist sehr reich – und in Wirklichkeit bettelarm.

Sein Zusammenbruch unter diesen Umständen ist der Wendepunkt eines beginnenden Glücks. Der Mann aus Nazareth hat

vollkommen recht: Glückliche sind die Menschen, die endlich ihre Armut beginnen zu spüren. Und nun muß man hinzufügen: und die ein Vertrauen lernen, dafür nicht verurteilt zu werden, und daraus die Kraft empfangen, zu sich Ja zu sagen.

Vielleicht braucht man gar nicht die Mutter zufrieden zu stellen, vielleicht genügt es, daß man mit sich selber in Übereinstimmung kommt.

Ein jüdischer Rabbi, von dem MARTIN BUBER in den Schriften zum Chassidismus erzählt, war der Meinung, daß Gott immer wieder von ihm viel verlange, zuviel eigentlich. Und seine Erlösung wurde es, daß es ihm wie eine Entdeckung aufging, am jüngsten Tag aber werde Gott doch nicht sagen: »Rabbi Sussja, warum warst du nicht Moses? Warum warst du nicht Elias? Wir hätten sie so gebraucht in unserer Zeit. Gott werde einzig fragen: Aber Rabbi Sussja, warum um Himmels willen bist du nie Rabbi Sussja gewesen?« Rabbi Sussja wird nie Moses und Elias sein, aber er wird das einzige sein, wofür es ihn gibt – Rabbi Sussja. Und wenn man das verpaßt, durch Minderwertigkeitsgefühle und Überkompensationen, lebt man falsch und kann hinkommen, so hoch man in der Karriereleiter auch klettern mag, man übersteigt und verliert sich selbst!

Was wäre zu sagen, wenn wir all das gar nicht brauchen würden, und die Magie des Geldes stöbe davon? Wir definierten uns nicht durch das, was wir hätten, sondern durch das, was wir wären, wie es ERICH FROMM in Haben oder Sein definiert hat. Denken sie noch einmal an F. M. DOSTOJEWSKIS Geschichte aus dem Jüngling, dem Roman von 1875; da schildert er seinen jungen Arkadij, einen Sohn im Grunde ohne Vater, aufgewachsen in einem Internat, ein Außenseiter und ein Mauerblümchen. Dieser Einsame und Verachtete überlegt, wie er ein Rothschild werden könnte. Er hat sich ausgedacht, daß er als Mittelloser, wenn er als Bettler am Straßenrande sitzt, nach und nach schon ein paar Kopeken von mitleidigen Menschen erbetteln könnte. Nun darf er um keinen Preis die paar Kopeken für sich selber gebrauchen. Nur das Nötigste. Vom Überschüssigen läßt sich vielleicht einmal ein Rubelchen ersparen oder auch zwei und damit ein kleiner Gebrauchsgegenstand erstehen. Wäre es möglich, ihn auf einem Trödelmarkt zu verkaufen für ein wenig mehr als den Kaufpreis, mit dem er erstanden wurde, wäre ein wenig Geld bereits gewonnen worden. Und weiter dann, bei äußerster Sparsamkeit und genauester Konzentration, wäre es unausweichlich, daß dieses System zum Erfolge führt: Irgendwann würde soviel Geld da sein, daß man es sogar zur Bank bringen könnte, um sehr vorsichtig bei der Börse mitzuspekulieren. Eines Tages müßte mathematisch folgerichtig aus ihm, Arkadij Dolgoruki, ein Millionär werden. Und das ist notwendig, denn Geld, versichert er uns, ist das einzig Demokratische. Ich zitiere diesen Gedanken, 120 Jahre nach seiner Aufzeichnung schon deshalb, weil der Begriff von Demokratie in der heutigen Wirklichkeit genau dem entspricht, was Dostojewski sich darunter schon damals vorstellte, Plutokratie nämlich: Arkadij überlegt sich, daß Geld die einzige Macht auf Erden ist, die alle gleich machen kann. »Ich«, sinniert er, »bin zwar nicht besonders klug, aber auch nicht ganz dumm. Käme in diesen Raum, sagen wir, ein Talleyrand, würden alle hören auf das, was Talleyrand sagt. Nicht so, wenn ich ein Rothschild wäre, denn dann könnte ich bezahlen, daß Talleyrand überhaupt aufträte und hier ins Kongreßzentrum käme. Wenn ich ein Rothschild wäre! – Ich schaue in den Spiegel und stelle fest, daß es mit meinem Gesicht nicht zum Schönsten steht. Es ist nicht häßlich, aber auch nicht schön. Hingegen, wäre ich ein Rothschild, ich versichere Sie, es würden alle Frauen sprechen, und sie würden es sogar sich selber glauben, daß ich der schönste Mann auf Erden wäre – wenn ich ein Rothschild wäre!«

Mit einem Wort: Geld ist die Schönheit der Häßlichen, die Intelligenz der Dummen, der Nutzen der Parasiten, eine Lebenslüge schlechterdings, die uns hilft, uns daran vorbeizumogeln, daß wir zu dem stehen, was wir selber wirklich sind und wirklich werden könnten.

Wir bräuchten all den Besitz nicht – mit ein wenig Mut und Vertrauen zu uns selber. Das hieße »Glücklich sind die Armen«.

Aus Zeitgründen muß ich das Folgende nun in gebotener Kürze zusammenraffen. Der nächste Satz wird gerne übersetzt »Glücklich sind die Sanftmütigen«, und auch diese Formulierung bedeutet gar nichts in unserem heutigen Sprachgebrauch. Es läßt sich aber zeigen, daß die richtige Übersetzung lauten könnte »Glücklich sind die Wehrlosen«, und ohne jeden Kommentar füge ich hinzu, daß Jesus die Bergpredigt in den Parallelsätzen formuliert: »Glücklich sind die Armen, denn sie sind fähig zum Erbarmen« (Mt 5,3.7) und »Glücklich sind die Weinenden, denn ihr Herz wird rein sein« – wie ihre Augen, müßte man ergänzen (Mt 5,4.8). Nun begreifen Sie, warum er sagen kann »Glücklich sind die Wehrlosen« und hinzufügt, »denn nur die werden fähig sein, Frieden zu machen« (Mt 5,5.9). Alle anderen werden sich die Option zum Kriege offen halten, und irgendwann wird aus der Option die Realität. Die Wehrlosen aber werden wissen, daß der Krieg sie umbringt. »Wer zum Schwerte greift, der wird vom Schwert vernichtet«, das ist ein Jesuswort bei seiner Festnahme, Matthäus 26,52.

Wieder kenne ich niemanden, der dieser Botschaft so nah stand wie der Hindu MAHATMA GANDHI. Für ihn gab es keine Option des Militärs. Als man ihn in London empfangen wollte mit militärischen Ehren, verbat er sich die »Ehre«. Wie man Menschen trainieren könnte, am Seitengewehr ein Bajonett aufzupflanzen und in Menschenleiber hineinzustoßen, sei ihm unerklärlich. Er mache niemandem Angst, aber dies mache ihm auch keine Angst, es sei einfach unnötig und Zeitvergeudung; die jungen Leute könnten während der Zeit etwas Besseres anfangen mit sich selbst und ihrem Leben.

Könnten sie sich vorstellen, wir hätten den steinzeitlichen Unsinn hinter uns, daß an jeder Landesgrenze Leute mit Gewehren stehen müssen und als solche zu demonstrieren fähig sind, wie mächtig doch das Staatswesen ist, daß wir jetzt betreten? Alles internationale Zusammenleben heute noch, das, was wir Politik nennen, lebt von dieser Angstverbreitung und wechselseitiger Einschüchterung, es erhält sich durch ständiges Mißtrauen. Nur diejenigen, die sich wehrlos machen, sind zum Frieden fähig.

Das stimmt. Was wäre, wir Deutschen wären 1989 aus der Nato ausgetreten und hätten ab sofort 50 Milliarden Mark jedes Jahr zur Verfügung im Kampf gegen die Gründe der Kriege? Der Einsatz im Kosovo kostet jetzt schon allein für die Bezahlung der Militäraktionen 10-20 Milliarden Dollar, am Ende werden die Kosten sich auf 50-100 Milliarden belaufen. Setzen Sie eine vernünftige Mittelzahl: 25 Milliarden Dollar! Nehmen wir an, wir hätten in Rambouillet vor acht Wochen noch gesagt: »Wir machen aus dem Kosovo ein Paradies! Wenn ihr Serben und Albaner nicht miteinander leben könnt, seit 700 Jahren nicht miteinander leben wollt, weil ihr ja Christen seid und ihr Muslime, und ihr so fromm und treu an Gott glaubt und nicht Haus an Haus wohnen könnt, dann zieht auseinander, in Teufels Namen oder Gottes Namen; aber ihr zieht nicht ins Nichts. Wir versprechen, jedem, der sein Haus verläßt, damit Frieden sei, dem bauen wir ein anderes, eines so schön, wie er es nie gesehen hat, mit Swimmingpool dahinter, mit elektrischen Heizungen, mit Überlandleitungen und mindestens sechs Fernsehprogrammen. Wir haben ja das Geld, fünfzehn Milliarden, zwanzig Milliarden, pro Kopf umgerechnet auf eine Million Menschen ist das der Himmel auf Erden. Wir haben es und wir tun es für den Frieden.« Das Kosovo könnte eine blühende Landschaft der Menschlichkeit sein; aber das wäre zweifellos das Ende dessen, was wir für »normal« halten.

Kommen wir noch dahin, die 4. Seligpreisung zu umschreiben mit »Glücklich die Menschen, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit...« (Mt 5,6). Sie begreifen, daß dieser Satz mit dem Wort Gerechtigkeit so nicht heißen kann, wie wir ihn in den Ohren tragen. Gerechtigkeit hat für uns, von Römern erzogene Abendländer, den Sinn, daß ein Mensch einen Anspruch hat auf das, was ihm zusteht, eben auf sein Recht. Aber in dem Gefälle dieser Gerechtigkeit wird es »gerechte Kriege« geben, werden immer wieder Menschen übereinander herfallen im Wahn, gegeneinander Rechte durchsetzen zu müssen. So meinte im 16. Jahrhundert ERASMUS VON ROTTERDAM, wann, wenn es Krieg gibt, denn nicht jede Partei immer wieder geglaubt hätte, im Recht zu sein? Das, was Jesus an dieser Stelle meint, ist das Ende der ethischen Rechthaberei bis hin zu Krieg und Zerstörung, weil selbst so ein kostbarer Begriff wie Gerechtigkeit hinter der Aufgabe zurückbleibt, die man der Menschlichkeit stellen muß. Man hat den Krieg verurteilt, man hat nach dem 1. Weltkrieg den Völkerbund eingerichtet, man hat nach dem 2. Weltkrieg die UNO eingerichtet, man hat versucht, den Krieg lächerlich zu machen von ARISTOPHANES bis BERTOLD BRECHT, man hat ihn verurteilt und verdammt in tausenden von Reden – es hat nie genützt. Wir brauchen im Kampf gegen den Krieg ein Prinzip, das tiefer geht als die Moral; eben deshalb müssen wir sprechen von Therapie, von der Heilung des Menschen bis in den Innenbereich seiner Seele, und wir dürfen gerade die Worte der Bergpredigt nicht moralisch-juristisch verengen. Sie sind selbst die »Erlösung«, die die Kirchen so hilflos verwalten.

Was heißt dann Hunger und Durst, nicht nach »Gerechtigkeit«, sondern wir müßten das Wort wiedergeben mit »nach richtigem Leben vor Gott und den Menschen«.

Ich weiß dazu keinen kürzeren und besseren Kommentar als einen alten japanischen Schwarzweißfilm. Unter dem Titel Iki ru lief in den fünfziger Jahren ein Film, der die Geschichte eines Mannes zeigte, der im Leib ein Unwohlsein verspürt und zum Arzt geht; im Wartesaal aber erfährt er von einem anderen Patienten, daß die Ärzte nicht die Wahrheit sagen. Wenn sie sagen, du hast eigentlich gar nichts, du kannst alles essen, was du möchtest, Haferschleim am besten, dann bedeutet das, du hast Magenkrebs. Als Sangi Tanabe zugelassen wird, redet der Arzt ganz entsprechend auf ihn ein, daß er eigentlich gar nichts hat, er solle sich einfach ein freudiges Leben machen, essen, was ihm schmeckt, am besten Haferschleim, manchmal... Von dem Tag an sucht Sangi Tanabe nach richtigem Leben, streunt durch die Nachtviertel Tokyos, lernt ein junges Mädchen kennen, das er bezahlt. Ein paar Wochen geht das gut, bis das Mädchen diesen alten Mann zu belastend findet. Er hat keine Frau mehr, seine Kinder sind irgendwohin fortgezogen; da fällt ihm ein, daß es in seinem Büro immer wieder einmal vorkam, daß sich eine Gruppe von Frauen meldete. Sie wollten ein bestimmtes verseuchtes Gebiet endlich trocken gelegt finden, weil sich von dort durch Fliegenschwärme Krankheiten verbreiteten, und hatten den Vorschlag unterbreitet, man könne doch einen Kinderspielplatz daraus machen. Dieser Antrag war herumgereicht worden durch alle Dienststellen und nie wirklich bearbeitet worden. Aber Sangi Tanabe erinnert sich daran, und wie in einer KAFKAschen Szene durchwühlt er meterhohe Papierberge auf der Suche nach diesem Antrag. Der Film endet damit, daß man den alten Mann in einer Kinderschaukel zeigt, während der Schnee fällt; er ist glücklich. Er hat es vermocht, einmal richtig zu leben und sich nicht mit dem Offiziellen herauszureden, nicht mit dem Dienst nach Vorschrift von der Menschlichkeit wegzubewegen.

Menschlichkeit ist möglich, wenn man sie nur täte, und wir selber wären die am meisten Belohnten dabei durch all die anderen, durch uns glücklich geworden.

Ich gebe im Stenogramm noch drei kleine Einschnitte wieder, wie Jesus sich konkret in der Bergpredigt vorstellt, daß wir leben könnten im Kampf gegen eine wahnsinnige Normalität.

Es gibt ein erstaunliches Wort gleich im 5. Kapitel des Matthäus-Evangeliums, im Anschluß an die Seligpreisungen; da sagt Jesus sogar ins Stammbuch der Kirchen, die sich auf ihn berufen, und ganz gewiß der Staaten, die mit Worten wie diesen immer ihre Schwierigkeiten hatten und haben werden: »Ihr sollt überhaupt nicht schwören« (Mt 5,34) und zählt dann auf, was für Schwurformeln möglich sind; überhaupt nicht schwören, gebietet Jesus, sondern, wenn ihr redet sei euer Ja ein Ja, das Nein ein Nein, alles weitere ist vom Bösen.

Als ich mit meinem Erzbischof 1991 über diesen Satz debatierte – wieso Priester, um geweiht zu werden einen Eid schwören müssen, warum sie mit 25 Jahren versprechen müssen, nie eine Frau zu lieben, warum Ordensschwwestern versprechen müssen, demütig und arm ihr Leben lang zu bleiben in der Klosterregel, wieso es überhaupt möglich ist, daß man Menschen die Zukunft

wegnimmt unter dem Schwur, sich nie mehr zu verändern – sagte er, daß mit dem Eid – formal – Schwierigkeiten in Bezug zu jener Stelle in der Bergpredigt auftauchten, aber es sei auch nicht möglich, jedes Wort auf die Goldwaage zu legen; es sei schon in Ordnung so. Tatsächlich ist überhaupt nichts in Ordnung so, denn weswegen wir den Eid gebrauchen, hat seinen Grund darin, daß die Verlogenheit die Normalität ist. Die Gründe dafür liegen wohl bereits in der Evolution. Schon die Tierpsychologen bringen uns bei, daß, je intelligenter Tiere werden, sie auch um so trickreicher sein können. Sie nennen ihre Katze falsch – aber das ist falsch. Bei allem Respekt vor Ihrer Hauskatze, sie ist in gewissem Sinne doch zu dumm, um zu lügen. Wenn sie Sie etwa einmal unversehens kratzen sollte, hat sie zuvor bestimmt alles getan, um Sie zu warnen. Ich glaube, es gibt über 27 verschiedene Körperhaltungen, wie Ihnen ihre Katze zeigt, daß es ihr zu bunt wird. Wenn Sie das alles wirklich nicht wahrhaben und sehen wollen, bekommen Sie, was Sie in den Augen der Katze verdient haben, ehrlicherweise.

Bei Ihrem Hund verhält es sich anders. Er ist seit 15.000 Jahren an den Menschen adaptiert und also prachtvoll im Lügen. Eine kleine lustige Geschichte erzählt der Tierfreund KONRAD LORENZ. Er kam irgendwann auf seinen Hof, und der Hund bellte ihn an. Das ist natürlich unerhört für einen Hund, sein Herrchen zu verkläffen vom eigenen Hof. Als der Hund schließlich merkt, mit wem er es zu tun hat, fängt er an sich zu schämen. Wie aber kann er der Blamage entkommen? Er hilft sich, indem er sich an die Gartenmauer wendet und die anklafft. Und will sagen: »Du hast einen so wachsamen Hund, guter Konrad Lorenz, der sieht Feinde, wo du sie nicht siehst, und sogar da, wo es sie gar nicht gibt. Das ist ein Wachhund, auf den du dich verlassen kannst.« Hunde, schon weil es peinlich ist mitunter bei der Wahrheit zu bleiben, können flunkern. Wir Menschen sind viel intelligenter geworden als unsere Hunde und wir sollten denken, spätestens seit 8000 Jahren, wo in dörflichen Gemeinschaften nur noch Ziegelstein von Ziegelstein den Menschen trennt, sei das Lügen in gewisser Weise zur Überlebensstrategie geworden; besser, als dem anderen die Nase einzuschlagen, sei es jedenfalls immer noch, ihn an der Nase herumzuführen. ARTHUR SCHOPENHAUER meinte, es sei die Lüge nichts weiter als die intelligente Austragungsform von Gewalt. Aber diese Ansicht war seinem Lehrer IMMANUEL KANT überhaupt nicht recht. Der deutsche Idealist bestand auf der Wahrheit und nichts als der Wahrheit und hatte einen guten Grund dafür. Gerade wenn wir kämpfen wollen gegen den Krieg, war IMMANUEL KANT in seiner politischen Ethik der Auffassung, ein Krieg sei überhaupt nur möglich im Vorlauf von Verlogenheit. Er meinte damit nicht nur die Propaganda, die sich selber rechtfertigt und alle Scheußlichkeiten heilig spricht; er meinte auch nicht nur den Aufbau der Freund-Feind-Bilder, so daß auf der Gegengruppe natürlich immer Hitler oder der Böse sitzt, der Teufel selber, wir aber selbstredend begleitet sind von St. Michael und seinen Heerscharen; er meinte auch nicht die bewußte Desinformation der Öffentlichkeit, die uns völlig im Unklaren läßt, was wirklich geschieht, die Niederlagen in Siege verfälscht, bis daß Sie die Zeitung, wie ein Paranoiker, ständig anders lesen müssen, als es geschrieben steht: Selbst wenn darum gebetet wird, daß der Krieg nur kurz dauere, müssen sie denken, es ist soviel wie die Unterstützung des Militärs, daß es so barbarisch bombt, daß der Gegner möglichst schnell in die Knie sinkt. Dann ist der Krieg kurz, wie CLAUSEWITZ es lehrte: Wenn Krieg, dann in aller Strenge, nur dann ist er kurz und das kurze Übel noch das Mildtätige. Selbst im Sportpalast in Berlin prangte, als JOSEPH GOEBBELS 1943 seine berühmte Rede hielt, der Satz: »Totaler Krieg – kürzester Krieg.«

IMMANUEL KANT dachte ganz einfach daran, daß bei der Suche nach dem Sittlichen für den Einzelnen gelten könne, er solle nie etwas tun, das nicht in seiner Absicht, in der Maxime seines Handelns zur Grundlage einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit werden könnte. »Handle so, daß du der Ursprung aller Norm sein könntest«, sagte IMMANUEL KANT. Das wäre die wünschenswerte Normalität, in der wir uns vernünftigerweise einfügen könnten. Für das Politische, für das Leben und Handeln in der Öffentlichkeit, wußte KANT genauso formal und einfach abzuleiten: »Die Sittlichkeit des Öffentlichen ist die Öffentlichkeit.« »Handle so, daß die Absicht deines Handelns jederzeit öffentlich bekannt gemacht werden könnte.« Daraus geht hervor das Ende der Spionage, das Ende der Geheimdiplomatie, das Ende des Erfindens von Geheimwaffen.

»Handle so, daß du die Absicht deines Handelns jederzeit in Ehrlichkeit offen kundtun könntest«, das wäre die Einleitung zum Ewigen Frieden, meinte IMMANUEL KANT.

Was er vergaß, ist, daß Menschen nicht ehrlich sein können solange sie Angst haben. Weder privat noch öffentlich sind sie fähig zur Wahrheit in Angst. Auch das merken Sie in jeder ordentlichen Therapie. SIGMUND FREUD war sogar der Meinung, daß Menschen im Bewußtsein lügen müssen, weil sie im Über-Ich darauf trainiert sind, sich auf eine Weise wahrzunehmen, die ihrem Narzißmus einigermaßen huldigt. Erst wenn man das Bewußtsein weitgehend ausschaltete, assoziativ, traumanalytisch, durch den Primärprozeß, komme man langsam an die Wahrheit heran; aber das sei nur möglich durch ein Vertrauen, das sich bilde, wenn dem Patienten, der Patientin jemand gegenüber sitze, der bestimmt nicht verurteilt, nicht zensiert, nicht moralisiert, einzig verstehend akzeptiert. Wahrheit wird geboren durch Vertrauen. Es ist nichts weiter als die Funktion eines menschlich sich vermittelnden Gesprächs.

Dann greifen Sie, was Jesus gegen den Eid hat. Ein Eid besteht in nichts anderem, als daß man der Lüge, der Ungewißheit des Zwischenmenschlichen zuvorkommt durch Ausnahmeregelungen. Ansonsten sage, was du willst, aber wenn du zum Beispiel ein Soldat sein willst, schwöre unter Eid. Wenn du ein Beamter wirst, schwöre unter Eid. Wenn du ein Bischof wirst, schwöre gleich zweimal, auf den Papst und auf die Landesverfassung. Immer, permanent, mußt du dich durch dein Leben schwören. Bist du katholischer Theologiedozent –, alle Jahre wieder mußt du schwören auf die Lehre Roms, das heißt auf das gegenwärtige Lehramt der Kirche, was so viel sagen will wie: Ich schwöre darauf, daß das Lehramt immer recht hat. Das meint: Höre überhaupt auf, darüber nachzudenken, ob es stimmen könnte, was sie dir sagen. Es stimmt, weil sie es dir sagen. Das mußt du schwören, das ist die Wahrheit, und sie ist permanent außerhalb von dir.

Sie verstehen, daß »Erlösung« nur möglich ist, wenn Menschen mit der Lüge nicht mehr leben können, weil sie wissen, daß sie um ihren Verstand gebracht werden, wenn man niemandem mehr trauen kann.

Ein japanischer Autor, RYUNOSUKE AKUTAGAWA, konnte seine Geschichte Rashomon, seine Erzählung unter dem Regenmond, beginnen mit der Äußerung eines Mönchs: »Schlimmer als Feuersbrunst, Erdbeben und Krieg ist es, wenn ein Mensch einem anderen Menschen nicht mehr glauben kann.« Wenn die Lüge normal ist, und nur noch Notverwaltungen zu ihrer Eindämmung unter bedingten Umständen in Form von Eidesleistungen existieren, dann ist Gewalt im Sinne SCHOPENHAUERS und die Zerstörung des Vertrauens an die Stelle der Liebe getreten.

Ich bin darauf vorbereitet, daß Sie längst ähnlich sich fragen werden, wie man damals Jesus gefragt haben muß, ehe er in der Bergpredigt so fortfährt, wie er das in Mt 5,38-42 tut. Das Problem wird längst sein, daß man deutlich spürt, es sei ganz richtig so zu leben, wie es in der Bergpredigt geschildert wird; ja, im therapeutischen Bereich glauben Sie womöglich, genau das zu tun, was da steht, wenn es Ihnen gelingt, auch nur ein paar Menschen ein wenig glücklich zu machen. Wie aber steht es, wenn all diese Worte unbedingt als Basis des Lebens überhaupt gelten sollen? Nur noch die Wahrheit! Nur noch das Stehen zu sich selber, so wie wir sind! Die reine Wehrlosigkeit! Nicht mehr sich verteidigen, nicht sich herumschlagen müssen, ruhend in sich selbst, gefestigt!

Es werden in den Tagen Jesu manche den Mann aus Nazareth gefragt haben, wie er sich das vorstellt. »Hier in Israel«, werden sie gesagt haben, »stehen die Römer, und sie stehen mit der Selbstverständlichkeit der Sieger da. Sie führen ihre Götter ein, sie plündern unsere Arbeitskraft aus, sie ziehen über ihre Steuern uns das Geld weg, das wir selber brauchen, und vor allem: sie sind hochmütig und korrumpieren unser Selbstbewußtsein.«

Was ist ein Gott wert, der sein Volk in der armseligen Knechtschaft durch die Weltmacht Rom dahinsiechen läßt? Es gibt Leute, die tun etwas, in den Bergen Galliläas, die Guerilla; sie überfällt die Nachhut der Legionen, sie greift da an, wo der Gegner klein genug ist. Und dann attackieren sie vernichtend. Sie kämpfen für die Freiheit. Sie wollen Gott gewissermaßen herbeitöten, indem sie genügend Feinde ausschalten. – Es ist, setzte ich in Klammern hinzu, in den Tagen Jesus vor 2000 Jahren so viel, wie daß man, in säkularen Begriffen, nicht den »Messias« herbeidolcht, aber doch den Frieden herbeibombt oder die Gerechtigkeit herbeikatapultiert. Immer glaubt man, daß am Ende, wenn wir nur durch den Blutsee einer neuen Sintflut waten bis zu den Knöcheln oder bis zum Hals, am Ende dann die Friedenstaube mit dem Ölzweig kommen würde. Jesus war der festen Meinung, die MAHATMA GANDHI so ausdrückte: »Wer mit dem Frieden nicht beginnt, wird bei ihm niemals ankommen.« Der Frieden ist nicht das Resultat, er ist der Weg. Und alle Dialektik verbietet sich. Wenn die Wahrhaftigkeit, die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit und der Frieden immer erst am Ende der Geschichte kommen, sind sie in der Geschichte niemals da. Eine Menschlichkeit am Ende der Geschichte ist die Bilanz einer unmenschlichen Geschichte. Und wer sind denn dann wir gewesen, die wir heute leben?

Mit Fragen dieser Art hat man Jesus sicherlich traktiert. So antwortet er in Mt 5,40: »Wenn sie kommen und verlangen von dir das Hemd, dann laß ihnen auch den Mantel«. »Und wenn jemand kommt und will, daß du ihn begleitest eine Meile Wegs, dann geh mit ihm zwei Meilen« (Mt 5,41). Ich kenne keine Worte, die im strengen Sinne so pazifistisch, so un-normal und so menschlich zugleich sind wie diese. Ein Stückchen paraphrasiert müßte ich sie etwa folgendermaßen umschreiben.

Die Situation ist bekannt: Es kommt ein Römer mit seiner Lanze in der Hand und verlangt von dir Gepäckdienst. Du sollst ihm die Last tragen, die ihm zu schwer ist in der Hitze Palästinas, und du sollst ihm den Weg zeigen; denn er als Besatzer kennt den Weg nicht, natürlich nicht. Drum braucht er ja deine Hilfe. Nun kannst du sagen: »Ich bin ein stolzer Jude, ich bin nicht dein Esel; außerdem, was tust du hier? Wenn du hier wohnen würdest, wüßtest du, wohin du gehörst, aber du bist fremd, eben weil du ein Römer bist, und deshalb werde ich dir niemals helfen. Ich glaube nämlich an den Gott Israels, der Himmel und Erde gemacht hat.« Jesus würde hinzugefügt haben: »Wenn du das wirklich glaubst, dann handle doch als Jude! Vor dir stehen hast du einen Römer, richtig; einen Soldaten, ganz richtig; aber als erstes einen Menschen, der schwitzt, der Angst hat und der den Weg nicht weiß. Ist das nicht genug, dich mit ihm zu solidarisieren? Wenn Gott sie alle gemacht hat, den Himmel und die Erde und alle Völker, dann doch wohl die Römer auch. Was ist so schlimm, wenn du sagst, ich helfe dir, weil du in Not bist oder nicht weiterweißt, oder weil dir das Gepäck zu schwer wird? Dann läßt du an diesem Abend einen Römer zurück, der sich Gedanken machen wird, wo er denn hingekommen ist, und wer du bist als Jude. Du hast einen Freund gewonnen, statt eines Feindes.«

Ich füge hinzu, daß Sie im Privatleben gewiß ganz ähnliche Situationen kennen. Ein Mann krakeelt durch zwei geschlossene Türen, was er jetzt braucht – wo verdammt ist zum Beispiel sein Hausschlüssel oder seine Taschenlampe? Die Frau, die das hört, kann natürlich sagen: »Das ist deine Sache, so redet man nicht mit mir«, und schon haben sich die beiden prachtvoll in der Wolle. Es ist aber auch möglich zu denken, daß, wenn jemand ganz laut schreit und flucht, er inwendig sehr unter Druck steht, und daß das Gesagte höchstwahrscheinlich demjenigen, dem die Worte um die Ohren fliegen, gar nicht gilt. Das erste, um Konflikte zu entspannen, bestünde darin, sich selber nicht angegriffen zu fühlen, und zu sehen, wie in dem anderen Aufregung, Unruhe, Angst, Streß, Aggressionen sich entladen. Notwendig ist sogar zu hören, wie Jesus noch hinzufügt: »Und wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halt auch noch die andere hin.« Dieses Wort ist scheinbar so schwer verständlich, daß Sie überrascht sein werden, wenn ich es therapeutisch für Sie so auslege: Sie haben viele Male in guten Gesprächen erlebt, wie Leute Ihnen Vorwürfe machen, die Sie eigentlich nicht verdient haben, Ihrer Meinung nach. Jemand etwa beschimpft Sie, dabei haben Sie

sich soviel Mühe mit ihm gegeben. Jemand unterstellt Ihnen Geldgier und greift völlig daneben mit dem Vorwurf. Oder er behauptet, daß Sie nur Macht ausüben möchten, und verkennt ihre hehren Absichten. Oder: Eine Frau fühlt sich bedrängt von Ihnen, wo sie gar nicht daran denken, Sie zu bedrängen. Kurz, Sie haben Grund zu wissen und zu fühlen, daß Sie ungerecht beschimpft werden, daß Sie geschlagen werden mit Vorwürfen. Nichts läge nun näher, als in den Beweis Ihrer Unschuld einzutreten. Sie hätten dann ein Gespräch, mit dem Sie einen seelisch Kranken tatsächlich in einen Machtkampf darüber verwickeln können, wer nun recht hat. Im Recht haben Sie zu sein, versteht sich. Aber der andere wird begreifen, daß Sie nur recht haben, weil Sie mächtiger sind und am längeren Hebel sitzen; er versteht unter solchen Voraussetzungen nicht, wieso Sie recht haben. Am Ende wird er Frieden geben, aber der nächste Konflikt bereitet sich schon vor. Es ist nicht möglich, ohne ein ständiges Verwirrspiel aus solchen Situationen zu kommen. Wollten Sie aber im Sinne der Bergpredigt, wie Jesus sie lehrte, sich sagen: »Ich weiß, was ich will und was ich getan habe; es trifft, was der andere sagt, mich wirklich nicht, dann ist es doch die erstaunliche Frage, wie der andere auf die Idee kommen konnte, Sie hätten dies und das gewollt oder getan. Was in seinem Kopf oder in seiner Seele geht denn da vor sich, daß er Sie, eine so wunderbare Persönlichkeit, derart ins Negative hat verzeichnen können? Das ist erstaunlich, und Sie sollten von der Psychoanalyse nie gehört haben, wenn Sie nicht dächten, hier herrsche offenbar die Mechanik einer Übertragung. Sie reden mit jemanden, der mit Ihnen spricht, als wären sie sein Vater oder seine Mutter, und nun, fast erschütternd, müssen Sie sehen, daß eine solche Übertragungsdynamik gar nie zustande käme, wenn Sie nicht doch bereits sehr gut gearbeitet hätten. Sie werden dem anderen nur als Vater oder Mutter erschienen sein, weil Sie sehr, sehr tiefe Gefühle in ihm hervorgeholt haben und dem anderen eine ganze Zeit lang erlaubt haben, bis in seine Kindheit zurückzugehen. Deshalb jetzt trifft es sie. In gewissem Sinne haben sie das »verdient« – im positiven Sinne. Sie müßten jetzt nur dazu stehen. Statt sich verletzt zu fühlen, müßten sie genauso handeln, wie Jesus es vorschlägt. Getroffen wurdest du auf der rechten Wange, d.h. mit links geschlagen – unbewußt hat's dich erwischt. Laß diese Sache sich jetzt wiederholen von rechts her, mit Bewußtsein. Dann könnten wir denken, nicht nur einmal, wenn es nützt, hundertmal muß es sich wiederholen! Laß die Sache sich so oft aufführen, bis ihr beide begreift, worum der Streit jetzt geht! Dann kann es sein, jemand redet in der Gegenwart wie aus der Vergangenheit zu Dir, aber genau das braucht er, um sich zu finden heute und um eine Zukunft eröffnet zu bekommen.

Aggression zu überwinden ist nur möglich demjenigen, der sich in sich so geschützt, so behütet, so im Ausgleich mit sich findet, daß er nicht zu reagieren braucht. Das ist das Geheimnis dieser Stelle: »Reagiert nicht auf das Böse.«

Ich müßte noch hinzufügen, was Jesus am Ende der Bergpredigt, im Kapitel 7,1-5 bei Matthäus, wie zur Summe seiner ganzen Rede an diejenigen, die arm dran sind, spricht. Er sagt: »Urteilt nicht, auf das ihr nicht beurteilt werdet. Kümmere dich nicht um den Splitter im Auge deines Nächsten, sondern um den Balken im eigenen Auge.«

Jesus war in unserem Sinne gewiß kein Psychologe, aber er sah vor sich, was uns am meisten quält. Wie sehr bekämpfen wir die eigenen Fehler in anderen? Wieviel finden wir in uns so unerträglich, daß wir es gar nicht bei uns wahrnehmen dürfen und verlegen es vor lauter Angst nach draußen, in den anderen, und ihm werfen wir dann all die Dinge vor, die wir im Unbewußten uns selber zur Last legen seit Kindertagen. Dann richten wir, richten hin, richten ab. Aber nur aufzurichten, wäre unsere Aufgabe.

Ich weiß für das ganze Christentum keine Szene, die mir näher und zugleich entfernter scheint als diejenige, die Jesus wirklich verbunden hat mit dem Anbruch des Reiches Gottes. Wir stellen uns den »Anbruch des Gottesreiches« meistens vor am Ende der Welt. Dabei, soweit weg wird es uns gar nicht sein. Nicht nur, weil jeder von uns, in wenigen Jahrzehnten schon oder in ein paar Stunden bereits sterben wird. Ich glaube, nach allem, was wir sagten, eine entscheidende Erfahrung könnte darin bestehen ist, sich einmal vorzustellen, wir träten unter die Augen einer anderen Person, die uns unzweideutig wohlwollend anschaut. Das ist es, was die religiöse Sprache nennt, »Gott begegnen im Tode« oder ein »persönliches Gericht« an sich zu erfahren. Nehmen wir den Gerichtsgedanken in seinem ängstigenden Gehalt einmal ganz heraus und denken nur, zur Wahrheit über uns gelangten wir nur im Gegenüber einer Güte, die nichts weiter möchte, als daß wir sind, und daß wir so sind, wie wir sind, dann täte uns im Rückblick gewiß sehr vieles von unserem Leben leid: Wir wüßten, daß wir an vielen Stellen unter unserem Niveau gelebt haben, daß wir viel zu oft die Wahrheit verraten haben, indem wir uns selber schön geredet haben – Ausreden parat hatten für jede Scheußlichkeit; sogar Monströsitäten haben wir am Ende noch als heilsam gerechtfertigt. Wir haben unsere Intelligenz gebraucht wie Münchhausens Windhund, der so schnell und so lange laufen mußte, bis aus ihm ein Dackel wurde. Wir haben alle Verrücktheiten ein Leben lang praktiziert; aber nun, am Rande unserer persönlichen Wirklichkeit, einmal Bilanz ziehen zu dürfen und es gäbe kein Ausweichen mehr, keine Notwendigkeit mehr zur Lüge, zur Überkompensation, zur Projektion, wir müßten – wir dürften zu uns stehen, dann hätten Sie alles, wovon die Religion glaubt, daß wir es benötigen würden, um Menschlichkeit hineinzutragen in eine unmenschliche Wirklichkeit. Am Ende sind wir viel normaler, als wir glauben. Die Frage ist nur, wo wir Räume finden, da man uns leben läßt, und wir die anderen gleichermaßen.

Im Taoismus vor 2500 Jahren gab es kleine Geschichten über Krieg und Frieden. Zwei Geschichten erzählt uns der Schüler LAO-TSES, der meisterliche DSCHUANG-DSI. Sein Buch Südliches Blütenland sollte so wichtig sein wie das Neue Testament; es ist eine Fundgrube für Weisheiten aller Art.

Erste Geschichte: Ein Mann ging übers Land, die Sonne schien, und er sah seinen Schatten. Der Schatten machte dem Mann Angst, und er fing an zu laufen, der Schatten lief mit, der Mann lief immer schneller, der Schatten auch, bis daß der Mann zusammenbrach. Es hätte der Mann sich nur eine Weile lang unter einen Baum setzen müssen und ausruhen, aber darauf kam

er nicht in seiner Angst.

Zweite Geschichte: Der Kaiser von China hatte einen Kampfhahn, und stolz, wie er war, gab er das Tier einem Zuchtmeister in die Lehre, damit es kämpfen lerne. Nach einer Weile erkundigt er sich, was aus dem Hahn geworden sei, und der Meister sagt: »Es verhält sich so, wenn der Hahn einen anderen sieht, sperrt er den Schnabel, winkelt die Flügel ab, scharrt mit den Füßen, will auf ihn los, er ist kein guter Kampfhahn.« Der Kaiser wundert sich und denkt, daß sollte er doch sein, so wie er sich verhält, aber der Meister wird es wissen. Wieder nach einiger Zeit fragt er den Meister, und der sagt ihm: »Jetzt verhält es sich mit dem Hahn so, daß, wenn er einen anderen sieht, er ruhig vor sich hinschreitet, weiter pickt, in aller Ruhe nach Nahrung scharrt, sich gar nicht kümmert. Jetzt, oh Herr, ist er ein guter Kampfhahn, kein Hahn der Welt wird noch wagen, ihn anzugreifen.«

Copyright © by [www.perspectiva.ch](http://www.perspectiva.ch)